

Pommersche Heimat

Beilage zum General-Anzeiger.

Herausgegeben in Verbindung mit dem Landesverein Pommern des Bundes Heimatschutz.

Einwendungen für den redaktionellen Teil sind an die Geschäftsstelle des Bundes Heimatschutz, Landesverein Pommern, Stettin-Grünhof, Pölitzerstr. 69, zu richten.

Nr. 1. — 3. Jahrgang.



Erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats als Sonderbeilage zum General-Anzeiger.

Substrate kosten die Nonpareille-Zeile 75 Pf. Aufträge sind an die Expedition des General-Anzeigers für Stettin und die Provinz Pommern, Neuer Markt 3-4, zu richten.

Stettin, im Januar 1914.

Heimatschutz 1914.

Unsere „Pommersche Heimat“ tritt in das dritte Jahr ihres Bestehens. Dem Verlage des „General-Anzeigers“ danken wir es, daß uns durch sie eine Vertretung und Verbreitung unserer Anschauungen nach außen hin möglich ist, nicht minder allen Mitarbeitern, die sich uneigennützig in den Dienst unserer Sache gestellt haben! Wir saßen... Ob wir ernten? Unsere Mitgliederzahl erzählt nicht gerade davon. Aber Zuschriften beweisen oft genug das Interesse an unserer Sache: Heimatkennnis, Heimatliebe, Heimatschutz. Da kommt gerade noch zum Jahreschluß eine solche, aus — Evansville (Indiana, Vereinigte Staaten). Ein Deutscher, Dr. W. A. Fritsch, einst — in den 60er Jahren — Schüler der Friedrich-Wilhelms-Schule, schreibt: „Einmal aus Anhänglichkeit zu meiner Heimat, dann aus wissenschaftlichem Interesse und zuletzt, weil ich hier für Erhaltung des Deutschtums kämpfe, fühle ich mich Ihren Bestrebungen zur Erhaltung deutscher, pommerscher Geschichtsdenkmäler, der Natur und Kunst im lieben Pommerlande freundlich und enge angegeschlossen und zugetan.“ — Solch ein Gruß ist erfreulich, und die Verwandtschaft zwischen der Arbeit draußen, die der ferne Sohn der Heimat leistet, und unserer ist nicht zu leugnen. Was wollen wir denn erhalten und bauen helfen? Eine Heimat, ob wandelbar im Wandel der Zeit dem äußern oberflächlichen Eindruck nach, doch ihrem Wesen und ihren Wirkungen nach der Mutterboden für ein Geschlecht der Denker, Dichter und Schwärmer — ja, bei aller Kraft — für ein neues Geschlecht, das die alte deutsche Volksseele hineingerettet hat in die neue Zeit. Und das ist auch Erhaltung des Deutschtums! Dafür weiter zu wirken, soll nach wie vor unser Bemühen sein!

Die Geschäftsführung und Schriftleitung.
M. Keepel (Stettin).

Vom Wandervogel.

Von Hermann Sadlich (Stettin).

Noch hat die „Pommersche Heimat“ ihn keiner besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt, und doch ist er wohl überall so auch in Pommern ein herbeizugewandter, zukunftsreicher Erwecker von Heimatliebe und

Heimatverständnis, Heimatsegen und Heimatschutz, der Wandervogel nämlich.

Ein Erlebnis vorweg — leider kann ich mit der Feder nicht so gut erzählen wie Großmütterchen in der Dämmerstunde.

Also — wir gingen zu fünf los am Vorabend des Wintersonnwendtages. Uns lockte die Aufforderung in die trübe Nacht hinaus, das Sonnwendfeuer auch einmal selbst anzusehen, wie es beim Wandervogelneft in Alt-Deese alljährlich aufflammt. Die Falkenwalder Landstraße marschiert sich leicht und flott dahin; im Wechselgespräch war Polchow erreicht, ehe wir's uns versahen. Denn wenn die Dunkelheit die Gegend einhüllt und selbst der matiglänzende Glanz der See mehr nur zu ahnen als zu sehen ist, dann erscheint der zurückgelegte, eindruckarme Weg sehr viel kürzer als bei Tage. Einer von uns wußte, wo wir hinter Polchow rechts zwischen den dunklen Riefen verschwinden mußten, um den schmalen Heidepfad nach Deese hinüber zu erklimmen; langsam, doch nicht unsicher zogen die dunklen Gestalten über das nachtschwarze Flachland vor mir her. Als die zwei Lichter des Nestes schon aufschwimmerten, verloren wir plötzlich den Weg, gerieten in die Ruffeln und übersprangen aufs ungefähre einen kleinen Graben — da tönten uns „Heil“-Grüße entgegen und muntere Vögel geleiteten die kaum gesehenen Gänge in das alte, niedrige, gemietete Bauernhaus.

Welch ein herzerfreuliches Bild! Wer von der Laternenleuchteten Straße in eine Stadtwohnung tritt, kann kein Gefühl mehr für „des Nichts“ gesellige Flamme“ aufbringen. Hier auf dem Lande aber nahm den Eintretenden aus dem nachtschwarzen Dunkel Draußen das traulich-helle Heim wahrhaft gastfreundlich auf. Lütlich warm war's in der niedrigen Stube voll Duben und Mädels, die sich hier um ihre Führer scharten. Wir begrüßten, wen wir kannten, ohne daß ein unständliches allgemeines Aufstehen entstand. Denn aller Augen hing an dem Weihnachtsbäumchen neben dem dicken braunen Rachelofen. Tannenduft erfüllte den Raum, die bunten Bauernschüsseln auf dem breiten, leinengedeckten Tische boten Pfeffernüsse und Honigkuchen dar, und leise und träumerisch erklang es: „Es ist ein Reis“ entzungen...“ Einzelgesang, Zwiengesang, zemeinsame alte Volkslieder wechselten ab, zwanglos und ungezucht floß dazwischen das heiter-gesellige Gespräch dahin. Vater Jahn und Ernst Moritz Arndt, deren geradlinige Bilder aus schma-

len Eichenrahmen auf die blonden und dunklen Köpfe und Köpfe herabschauten, müssen ihre Freude gehabt haben an der offenen, natürlichen Art, der unmodischen, freien Wanderluft und den schlichten, schmucken, selbstgemachten Leinwandleibern.

Gegen elf Uhr wurden Decken, Jacken, Röcke, Mäntel und was sonst warmhält, herbegeholt, um nicht in allzu romantischer Schwärmerie dem Nachtwind eine überflüssige Erfüllung verdanken zu müssen. Denn verständig sind die Wandervögel auch. Hinaus ging nun auf den Heidefeld, wo der Holzstoß schon stattdes geschichtet stand. Geschwinde züngelte die rote Flamme zum dunklen Himmel empor, das Flammenlicht begleitete sie und Begeisterung entlomm in den Herzen. Einer der Führerschaft ließ ihr Ausdruck in kurzen, kräftigen, zuberstlichen und mahnenden Worten! Mochte der Deesejamberwind über unser liebes Flachland dahinjagen, daß mancher sich fester einhüllte, der Rauch aufwallte und die Funken stoben, innere Wärme und freundigen Tanzschritt hinderte er nicht. Dem alten Volksliede folgte der altdautsche Reigen und der fröhliche Sprung durch das sinkende Feuer. —

Daß wir uns trennen mußten von dieser Jugend, in der die unverwundliche germanische Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Natur herbe und wortlos wiedererwacht ist, das war das Schmerzliche an unserer im Grunde ereignislosen und doch so eindruckreichen nächtlichen Wanderung.

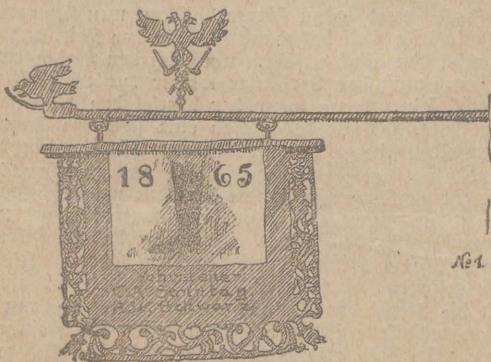
Winters und Sommers ziehen jetzt gottlob so viele hinaus auf die einfache Wanderschaft. Wo welche mit Rucksack und Wanderkleid gehen, heißt es gleich: ach, Wandervogel! Mancher ärgert sich wohl gar an der festen Selbstverständlichkeit, mit der diese Jugend daherkommt. Viele scheitern die offensichtlichen Übertreibungen; besonders fühlen sich alle, die sogar als sogenannte Sommerfrischer den kultivierten Städten nicht ausziehen können, abgestoßen von dem neuen Geschlecht wie von jenem Wilden, der noch Europens übertriebene Höflichkeit nicht kannte. — Als wenn nicht jede gesunde Bewegung bisher ihre Übertreibungen gezeitigt hätte, die mit dem Kern der Sache nichts zu tun haben. Die Auswüchse im Formwesen gehen auch ihrerseits aus der gesunden Art der ganzen Bewegung hervor, sie sind wie sie aus der Jugend ungezwungen hervorgewachsen; nichts ist von oben her mit öffentlichen Gel-

Die Gewerkschaftszeichen in Stolp.

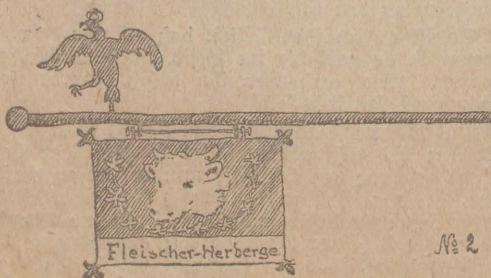
(Vergl. auch Text und Abb. in voriger Nummer.)

Heute bringen wir fünf Bilder von Gewerkschaftszeichen aus Stolp in Pommern, gezeichnet von dem

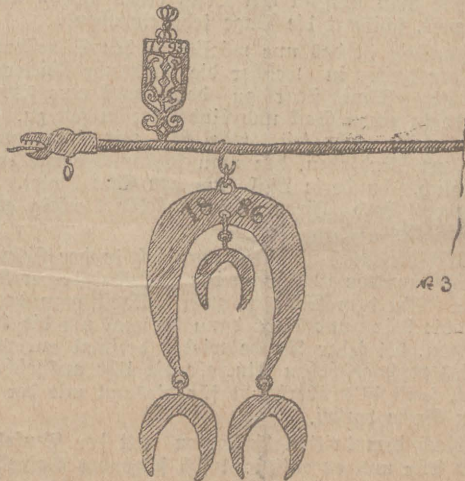
Kunstmaler Gardow (Stolp). Sie hängen an dem Hause Bollweberstraße 21. Nr. 1 zeigt auf der Rückseite die Jahreszahl 1864 und die Inschriften J. G. Witte und J. W. Thiel (?). Auf der Rückseite von Nr. 2 steht: „Es leben die Fleischer.“ Bei Nr. 3



Nr. 1

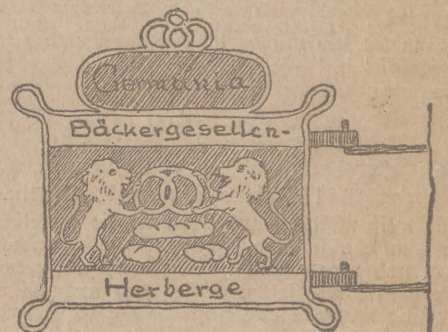


Nr. 2

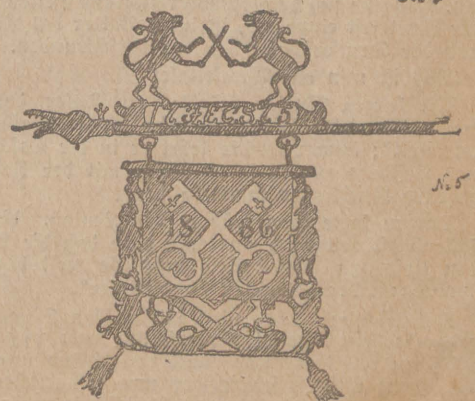


Nr. 3

und 4 ist die Rückseite dieselbe; nur Nr. 5 zeigt statt der Jahreszahl der Vorderseite die Zahl 1888. Manche der alten Gewerkschaftszeichen sind jedenfalls älter als die Jahreszahlen sagen. Viele sind in der angegebenen Zeit nur erneuert worden. Weitere drei Bilder aus Stolp, die aber an einem andern Hause hängen, folgen später nach.



Nr. 4



Nr. 5

bern oder Ordensverheißungen organisiert. Absichtslos, ohne eine religiöse oder politische, militärische oder hygienische Tendenz, vollzieht sich hier eine naturnotwendige Erneuerung. Nicht fürsorgliche Wohlthat anderer, sondern eigene Betätigung der Beteiligten schafft hier Werte. Dem Werte kann nur derjenige der Wanderbewegung absprechen, der sie auch im Kinderspiel nicht findet. Ziellos und Selbstzweck ist das Wandern wie das Spiel, und wie Jean Paul*) diese „Kinderblume vor jeder erwachsenen, behaarten Hand und Faust behüten wollte, die hintereinstappend bald hier eine Farbe abschüttelt, bald dort, damit sich die rechte vielgefleckte Nelke erzeuge“, so müssen auch unsern Wandervogel die Erwachsenen mit eigener Zurückhaltung und mehr nur von ferne in rechter Bahn erhalten.

Es steht im Wandervogel mehr als Naturwärmererei und Gesundheitsstreben, vor allem liegen sozialistische Werte vor. Der Gemeinfinn wird durch die freiwillige Unterordnung unter Wanderregeln (u. a. kein Alkohol, kein Nikotin) und einen anerkannten Führer ungemein glücklich gefördert; die Jugend lernt hier, daß man nicht immer nur — wie in der Schule so oft — gegen den anordnenden Führer zusammenzuhalten braucht, sondern kameradschaftlich mit ihm, dieselben Ziele verfolgen kann. Und die Geführten ergänzen und helfen sich untereinander, jeder nach seiner Art. Dann weckt das Wandern ganz von selbst ein Verständnis für die so verschiedenen Teile unserer Volksgemeinschaft. Es knüpft gesündere Bande zwischen Land und Stadt, als die Geschäftsverbindungen es bisher tun. Statt daß der Bauer städtische Unzulänglichkeiten als läppischen Ausdruck innerer Hohlheit aufs Dorf übernimmt, um mitzukommen mit der Zeit, „die es so herrlich weit gebracht“, wird er sich künftig in seiner naturwüchsigen Eigenart verstanden, anerkannt und geachtet sehen. Nur aber wenn die Landbevölkerung diese stillschweigende Achtung wieder fühlt, die von dem lauten städtischen Entzücken überlagert, Heimathumil so verschieden ist wie ein fester Händedruck vom schwebenden Fuß sentimentaler Tanten, nur dann werden Heimatsprache und Heimattracht, Heimatlied und Heimatsage wieder wahrhaft lebendig werden.

So dienen wir der Heimatpflege, wenn wir den Wandervogel freundlich gewähren lassen oder gar unterstützen, und mir tut's leid, daß ich nicht Ähnliches tun kann wie der prächtige alte Herr Weizenborn auf Boßlin bei Greifswald. Der hat nämlich den Greifswalder Wandervogeln in trefflichem Verständnis ein altes Bauernhaus am Strande des Greifswalder Boddens geschenkt als urbehaftliches Nest. Wer's kann, tue desgleichen; denn überall, wo die Vögel nisten können und ein Heim haben, da bewachen sie fördernd und schützend mit unserer „Pommerschen Heimat“.

Zu dem Aufsatz: „Die Madü-Sagen“ in Nr. 12 (1913) der „Pommerschen Heimat“.

Die dort ausgesprochene Ansicht, daß der Madüsee in Deutschland der einzige See sei, in dem die Maräne wohne, ist unzutreffend. Auch der an der mecklenburgisch-lauenburgischen Grenze gelegene Schallsee, an dessen herrlichem Ufer die Zisterzienser einst das Kloster Jarrentin erbauten, beherbergt die Maräne in derselben Größe und Güte wie unser pommerscher Madüsee. Am Schallsee liegen u. a. die der Familie v. Wizenborff gehörenden Fideikommissgüter Becher und Marinstädt; Schreiber dieser Zeilen hat als Vormund des jetzigen Besitzers manche Verhandlungen betreffend Fischerei und der

*) Jean Paul sollte übrigens schon vor 100 Jahren vor, man sollte besondere Regen- oder Badelieder haben als Begleit der Frühlingsschwärme, sollte dann, wenn einige Schwärme schlechten Wetters ist, eine Regenpartie verabreden und tropfend nach Hause kommen.

Maränen gepflogen. Es ist auch die Absicht, sobald das neue Fischereigesetz in Kraft tritt, besondere Maßnahmen dafür zu treffen, daß dieser Edelstich besser gehegt und geschont werde als jetzt, wo er mehr oder weniger unter der Raubfischerei leidet. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß auch Fürst Bismarck ein großer Liebhaber der Maränen war. Als mein Schwager Carl v. Wizenborff Anfang der neunziger Jahre Großpächter antrat und als Entschädigung dem Fürsten Bismarck seinen Besuch in Friedrichruh machte, wandte sich der Fürst an Frau v. W. mit der Bitte, man möge an dem alten Brauche festhalten und ihm auch in Zukunft zu seinem Geburtstag eine Maräne aus dem Schallsee senden. Dieser so wohlklingende Fisch, den er auch in Pommern und Riephof sehr gern gegessen habe, sei im Schallsee von gleicher Güte. Selbstredend ist alle Jahre bis zum Tode des Fürsten eine ausgesucht schöne und große Silbermaräne nach Friedrichruh gelangt. Chr. Splittgerber (Eventin).

Es war uns nicht unbekannt, daß die Maräne nicht bloß im Madüsee, sondern auch in einigen anderen pommerschen und brandenburgischen Seen vorkommt. Wir danken aber Herrn Pastor Splittgerber für seine interessanten, sich auf einen besonderen Fall beziehenden Mitteilungen, um so mehr als sie Erinnerungen wachrufen, die für uns Pommern besonders wertvoll sind.

Herr Lehrer Scheel (Wollin) teilt uns übrigens in einer Zuschrift etwas über den Ursprung des in dem oben erwähnten Aufsatz in Bruchstücken wiedergegebenen Gedichtes von den Maränen im Madüsee mit. Das Gedicht, das sich wohl nur noch in den Händen weniger befindet, trägt die Widmung:

„Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin Elisabeth von Preußen in Kießer Hofstadt überreicht von den Fischermädchen der Madue.“

Klein-Küßow, den 10. September 1826.

Es beginnt mit den schwungvollen Versen:

„Aus der Hauptstadt goldenen Palästen,
Von den hohen königlichen Festen
Kommst du, Fürstin, auf die kleine Flur,
Findest nicht der Kerzen Tageshelle,
Kein Orchester, keine Opern, Bälle,
Nur die Freuden ländlicher Natur.“

Nur ein Baum, ein grünbekränzter Hügel,
Dieses Sees klarer Mutenspiegel,
Gelte heute dir statt Tegernsee.

Doch es fehlen jene Blütenlaubern,
Jene Rosengeländer, voller Trauben,
Jene Alpen, hochbetürmt mit Schneen.

Aber Herzen, die wie deiner Bayern
Froh die Gegenwart des Herrschers feiern,
Flehen Segen heut' auf deine Bahn ...“

usw. Die also Begrüßte ist die spätere Königin Elisabeth, Gemahlin Friedrich Wilhelms IV., eine bairische Prinzessin. Nachdem wir schon in der vorigen Nummer Proben aus dem recht langen Gedichte gebracht haben, müssen wir uns eine vollständige Wiedergabe versagen. Interessenten seien an den Lehrer Scheel (Wollin i. Pom.) verwiesen. Die Schriftleitung.

Unsere pommersche Heimat in Bildern und was meine Jungen in der Schule dazu sagten.*)

Ein prächtiger Herbstmorgen. Sonne, Sonne und herbstliche, leuchtende Farben. Zu schade fast zum

*) Dem. der Schriftleitung: Eine Beschreibung unserer Steinzeichnungen aus der Feder eines anerkannten praktischen Pädagogen, um die wir gebeten hatten! Wir bedankten uns, das Lob und die abfällige Kritik, beide, wie sie beim erhalten sind, weil Herr Spiegel in beiden recht hat. Ob wir mehr Bilder herausbringen werden? Von der Unterstützung der Lehrerschaft hängt es ab, die dafür sorgen mag, daß die Bilder für die Schulen angeschafft werden. Wenn wir aber noch zu einer neuen Bilderreihe kommen, dann wird jede sachliche Kritik der vorhergegangenen den neuen Bildern zum Segen gereichen!

Drinhocken und Lehren und Bernen. Aber die Pflicht ruft! Laßt nur Zungen, wir werden alles, alles weit aufsperrten, die Sonne hereinlassen, und dann trag ich auch noch in meiner Bilderrolle eine Herbstfreude für euch. — — — — —

Mein Rad trägt mich durch die kindervolle Straße. Morgen! Morgen! tönt von allen Seiten. „Du, Franz, heut hat „er“ wieder Bilder, 'ne ganze Masse, das ist die große Masse.“ — Erwartungsvoll sitzt nachher die kleine Schar. Nicht lange. So wie ich anfangen zu packen und anzuhängen, sind sie da, vorn an der Tafel. Aber da bleiben sie nicht. Ganz langsam schiebt sich, wie von einer unsichtbaren Hand getrieben, die kleine Gesellschaft rückwärts, bis sie am hinteren Ende der großen Klasse angelangt ist.

„So ist's am schönsten! Herr Lehrer! Hier hinten sieht man am besten! S. L.! Der Mann, der die Bilder gemacht hat, der hat ja bloß Kohle und Buntstift gehabt wie wir. Sieh mal, das sind feine Farben.“ So ging's eine ganze Weile fort. Und als ich dann hinten auf den Bänken zwischen ihnen saß, da meinte der eine: S. L., nun müssen Sie uns eine Geschichte dazu erzählen. — — — — — Also: Es war einmal vor vielen Jahren — — — — — Die Geschichte hat nun hier nichts zu suchen. Sie ist auch nicht danach gewesen. Das Glodenzzeichen war mir diesmal sehr lieb.

Wie ich in einer der nächsten Stunden wieder die Bilder an die Tafel kriege und die Ohren aufsperrte, Uterle zu hören, da sagt mein Geister: „Doch ist das aber ein großer Stein oben auf den andern. Warum haben sie den oben auf die andern raufgelegt? Erzählen Sie doch mal, Herr Lehrer.“ Ein anderer: „Wie sie den wohl darauf gekriegt haben.“ — — — — — Ich sitze und deufse und grübele auf den Anfang, da holt der kleine Franz B. stillschweigend sein Zeichenbuch heraus und fängt an, das Hünnengrab abzumalen. Die andern sehens, und einer nach dem andern folgt seinem Vorbild und ich auch. Eins ist sicher, so buntschwebige Hünnengräber hat unser Künstler noch nicht gesehen. — — — — — So ging's bei jedem Bild. Immer gab's eine Geschichte — eine fröhliche Planderei oder ein kleines Erlebnis.

Daheim. — Mein Achtjähriger findet die Blätter ausgebreitet in meiner Arbeitsstube. „Vater, ein möcht ich wohl in meiner Stube haben.“ „Welches?“ „Schloß Widenbruch bei Bahn.“ „Was meinst Du denn zu den andern?“ „Dies ist fein!“ (Oberes Lebatel bei Parafchin.) „Warum?“ Na, sieh mal den schönen blauen Bach und die helle, grüne Wiese und dahinten den Wald; den hätte ich aber dunkler gemalt.“ (Farbe, Farbe!) Die alte und immerwährend neue Sehnsucht der Kinder. „Warum hat denn der Mann keine Blumen auf die Wiese gemalt, daß sie noch bunter ist, und da hinten auf der Koppel müßten doch Pferde sein.“ (Das Leben!)

„Die Konzert Dine ist zu blaß.“ „Warum hat der Mann keine Stranddisteln und Möwen darauf gemalt, wie es bei Onkel Kurt in Neuwasser war.“ — — — — — „Auf keinem Bild sind Menschen — auch keine Sonne.“ (Behandlung des Himmels.)

Und abermals trug ich meine Bilderrolle zur Schule. Die großen Jungen hatten von den kleinen gehört. Sie wollten die feinen Bilder auch sehen. Eine Zeichenstunde war mir dazu sehr willkommen. Ich hatte nichts zu tun, als meinen Mund zu halten. Stille verständnisvolle Freude lag auf den Gesichtern der Reiferen. Die Stimmungen waren ihnen nicht fremd. Sie trugen ihr eigenes Erleben in die Bilder hinein! — — — — — Es war mir genug! Was kann der Künstler mehr verlangen!?

Datum: Herzlichen Glückwunsch den Herausgebern und dem Künstler. Ich habe die Hoffnung, daß diese sechs Blätter nicht die einzigen bleiben, daß wir eine große Mappe oder deren mehrere bekommen. Bei dem billigen Preise können sie wohl von vielen Schulen beschafft und im Wechselrahmen zur Freude der Kinder aufgehängt werden. Und wenn nicht jede Schule es tun kann, dann gibt es doch noch Schulverbände, die Wandermappen einrichten können?

Der Wechseltaler.

Silbester-Spukgeschichten aus Hinterpommern von Wilh. Durschnabel, Stettin.

Ich weiß nicht, ob und wie weit die gruselige Mär von dem Wechseltaler heute noch in Pommern bekannt und verbreitet ist. Seit meinen Jugendtagen habe ich sie nur selten gehört und auch da nur in Bruchstücken. Die alte gründliche Erzählerkunst und -lust unserer Altvordern, mit der sie dieselbe Geschichte jahrelang immer und immer wieder erzählten, bis sie sich dem Zuhörer für alle Zeiten Wort für Wort fest einprägten, ist im Zeitalter des Papiers und der Druckerischwärze leider verschwunden.

Was ist nun ein Wechseltaler? Mit kurzen Worten gesagt: ein Taler, der niemals alle wird, so oft man ihn auch ausgibt oder „wechsell“; immer wieder kehrt er in die Tasche seines Besitzers zurück, sodaß dieser mit der Zeit ungeheure Reichtümer sammeln kann.

Darum sagte man früher von Leuten, die auffallend schnell reich wurden, ohne daß die Massen den Ursprung dieses Reichtums so recht begreifen konnten: „Der hat einen Wechseltaler“.

Natürlich geht das „nicht mit rechten Dingen zu“ und so ein Wechseltaler ist nur vom ttt Bösen selbst zu erlangen und auch von diesem nur durch Erfüllung äußerst schwieriger und gefährlicher Formalitäten. Sonst würde es schließlich so mehr Wechsel- als andere Taler auf der Welt geben.

Wie man nun in den Besitz eines solchen Talers gelangt, schildert die Sage sehr eingehend.

Zunächst ist das nur möglich in der Silbersternnacht in der Zeit, in welcher die Turmuhr Mitternacht schlägt. Man steckt zu dem Zweck eine schwarze Rahe in einen Sack und bindet diesen fest zu. Und zwar sehr, sehr fest, möglichst mit einem ganzen Knäuel Bindfaden, den man so künstlich wie irgend möglich, hunderte Mal um den Sack knotet. Wir werden bald hören, wie unbedingt nötig gerade dieses ist.

Mit diesem Sack stellt man sich in der Silbersternnacht kurz vor 12 Uhr an der Sakristeintür der Kirche auf. Mit dem Schläge zwölff Klopft man dreimal an die Tür und läuft dann dreimal um die Kirche herum, bei jeder Runde wieder dreimal anklopfend. Dies muß geschehen sein, ehe die Uhr ausgeschlagen hat, sonst ist's überhaupt für diesmal mit der ganzen Sache vorbei.

Nach dem dritten Anklopfen tritt der Teufel aus der Tür und es entspinnt sich folgendes Gespräch:

„Wat wißt Du? Wat heßt Du dor in'n Sack?“

„'n Hafen, den id Di verköpe will.“

„Wat schall hei gelle?“

„'n Daler.“

„Is gaud; güv her!“

„Ne, irst den Daler.“

Begen Aushändigung des Talers — das ist natürlich der berühmte Wechseltaler — erhält der Teufel sodann den Sack mit — der Rahe.

Bis hierher ist ja alles, wenn auch etwas gruselig, so doch nicht allzu schauer. Aber nun kommt der schwierigste Teil des Handels. In der Zeit, daß der Teufel den Sack auflöst, um sich den Hafen anzusehen, muß der Verkäufer wieder „unter Dach und Fach“ sein. Denn wenn der Teufel den Sack geöffnet hat und statt des Hafens eine schwarze Rahe in denselben findet, gerät er in eine fürchterliche Wut und fängt an, greulich zu fluchen und zu toben. Und ist der Verkäufer in diesem Moment noch nicht unter Dach und Fach, fliegt er ihm wutentbrannt nach, entreißt ihm den Taler, „dreht ihm das Genid um“ und fährt mit ihm durch die Luft davon. Ist der Betreffende aber bereits in irgendeinem Hause, so ist die Macht des Teufels vorbei und er kann die ihm verfallene Seele erst nach dessen Tode einheimfegen. Deshalb also muß der Sack so künstlich zugeknüpft werden, damit der Teufel recht lange mit dem Auflösen zu tun hat.

So ist es denn erklärlich, daß es nur sehr, sehr wenige Leute gab, die im Besitz eines Wechseltalers waren. Aber auch wer ihn besaß, wurde seiner manchmal überdrüssig.

Das war der Fall mit einem Knecht in dem Dorfe Labanz bei Schwelbein. Der hatte früher bessere Tage gesehen; um sich diese nun wieder zu verschaffen, setzte er sich in den Besitz des Wechseltalers. Aber er wurde dessen nicht froh, denn von Stund an war es mit seiner Stube vorbei; all das gute Essen und Trinken, das er sich nun verschaffen konnte, schmeckte ihm bald nicht mehr, und die Leute mieden

Nun dürfen wir Herausgeber und Künstler es nicht verargen, wenn ich zum Schluß noch ein paar Wünsche als Lehrer der Kleinen hier anfüge. Sollen auch unsere Kleineren in der Schule ihre Freude an den kommenden Blättern haben, so dürfen es nicht nur Naturstimmungen, besonders nicht reine Abschriften der Natur sein. Dafür ist eine große Reihe unserer Kinder auf der Oberstufe noch nicht reif. Für die Kleinen ist es durchaus notwendig, mehr Leben in die Bilder zu bringen, etwas Handlung, mehr Ludwig Richter möchte ich sagen!! Wer ständig mit den Kleineren zu tun hat, wie ich, wird mir diese Forderung durchaus bestätigen. Sind die Kinder im Bilderbesehen geübt, so werden sie auch aus diesen sechs Blättern ihre Geschichten heraushören und — fordern. Aber die nachhallende Freude habe ich hier doch nicht so durchweg gespürt, wie ich's erwartete.

Wie wär's, wenn der Künstler öfter als Wandervogel mit vielleicht acht bis zehn Kindern durch die Lande zöge, um mehr mit den Augen der Kinder zu sehen. Nicht etwa, um ganz zum Kinde herabzusteigen, sondern nur um den Anschluß an die Fische des Kindes zu gewinnen.

Ein kunstkritisches Urteil steht mir nicht zu; aber was ich als Lehrer herausgeföhlt habe, das ist hiermit frei gesagt.

Im übrigen stelle ich mich zu Hans Thoma, der sagt:

„Fürs erste halte ich es für wichtiger, daß man überhaupt Bilder in die Schule hängt, als daß man sich viel darum kümmert, was man wohl für Bilder in die Schule bringen soll!“

Und in diesem Sinne nochmals: Glückauf! Ein verheißender Anfang. Otto Spiegel.

Hohenzollern und Heimatschutz im Pritzker Weizader.

Wir sind gewohnt, in unserm Herrscherhause Vorbilder für unser eigenes Handeln zu suchen, und wir suchen nicht vergebens. Auch wir vom Heimatschutz brauchen nur den Blick auf unsere Hohenzollern zu richten, wenn wir lernen wollen, wie wir den Zweck unseres Bundes erfüllen können. Ich will es zeigen an dem, was Hohenzollern zum Schutz meiner Heimat, des Pritzker Weizaders, getan haben.

Wir wollen die geschichtliche Eigenart unserer pommerschen Heimat schützen und pflegen. Wenn das geschehen soll, müssen wir ihre geschichtlichen Erinnerungen wach halten. Pritz tritt mit dem Jahre 1124 in die Geschichte ein, dem Jahre, in dem Otto von Bamberg im Auftrage des Polenfürsten dorthin kam und dort zuerst in Pommern eine größere Anzahl der heidnischen Wenden zum Christentum bekehrte und taufte. Im 1700 nannte man eine Quelle bei der altstädtischen Schäferei vor den Toren der Stadt den heiligen Brunnen. Denn man erzählte sich, daß diese Quelle es sei, aus der Otto von Bamberg das Wasser genommen, mit dem er die ersten Christen getauft habe. 700 Jahre nach jener Taufe, am 15. Juni 1824, wurde diese Quelle mit Granitquadern eingefast und ein feines Kreuz dabei errichtet. Eine Steintafel, die an der Umfassung angebracht wurde, trägt außer einem lateinischen Verse die Inschrift: „Bischof Otto von Bamberg taufte zuerst in Pommern aus dieser Quelle — am 15. Juni 1124 — Friedrich Wilhelm III. und seine Söhne Friedrich Wilhelm, Kronprinz — Friedrich Wilhelm Ludwig — Friedrich Karl Alexander — Friedrich Heinrich Albrecht — errichteten dies Denkmal zum Andenken jenes Tages am 15. Juni 1824.“ Jene mündliche Überlieferung, die im Volke von Mund zu Mund ging, aus jener Quelle habe Otto von Bamberg getauft, hatte ohne Zweifel recht. Denn sie stimmt zu allem, was wir sonst über Ottos Ankunft in Pritz wissen. Von Südosten, von Polen, kam er, und im Südosten der

Stadt entspringt jene Quelle. Vor der Burg der Wenden machte er Halt, und kaum 400 m nördlich von jener Quelle liegt ein Hügel, der heutige Altstädter Friedhof, dessen Boden durch die zahlreichen wendischen Särben, die er birgt, sich heute noch als alte wendische Niederlassung verrät, wenn auch von den Erdwällen außer den natürlichen Böschungen nichts mehr vorhanden ist; auch diese Burg hatte, wie die wendischen Burgen fast alle, ihre Hauptstärke in den sie umgebenden sumpfigen Wiesen. Jene mündliche Überlieferung hatte also ohne Zweifel recht. Daß sie aber im Volke lebendig geblieben ist, daß heute noch jeder Pritzler von Otto von Bamberg und seinem Wirken weiß, das verdanken wir einem unserer Hohenzollernfürsten, Friedrich Wilhelm III. Ein anderer Hohenzoller hat dann zur würdigen Ausgestaltung jener geschichtlichen Stätte und damit zur Befestigung der geschichtlichen Erinnerung mitgewirkt. Um die Quelle wächst jetzt ein schöner Hain von prächtigen Bäumen. In ihm erhebt sich in der Nähe der Quelle auf mächtigem Steinsockel die Bronzestätte Ottos von Bamberg; auf ihrer Rückseite lesen wir: „Gestiftet von Sr. Majestät dem Kaiser und Könige Wilhelm II. 1902.“

Inbesondere erstrebt der Bund Heimatschutz u. a. den Schutz und die Pflege der Bauten. Pritz zeichnet sich vor allen pommerschen Städten dadurch aus, daß es seine mittelalterliche Wehr noch in vollem Umfange erhalten hat. Wann diese Befestigung erbaut ist, steht nicht fest. Aber heute noch ragt unsere Stadtmauer ringsum trotzig empor, gekrönt von zahlreichen Wehrtürmen und sechs stolzen Türmen. Einer dieser Türme, der Bahner Torturm — diese Mäuer haben schon einmal eine Abbildung gebracht — war um 1830 schadhaft geworden. Die städtischen Behörden wollten zu seiner Wiederherstellung sein Geld hergeben, sondern ihn abbrechen lassen, weil der alte Bau nach ihrer Meinung noch keinen Nutzen mehr bringe und daher keinen Zweck mehr habe. Damals war der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz der Kommandeur des II. Armeekorps. Nun durften Einberungen in der Wehrung der Städte nur unter Vorwissen und Genehmigung der Militärbehörde vorgenommen werden. Daher mußte auch ihm Bericht erstattet werden. Auf den Bericht der Kgl. Regierung vom 10. August 1831 ließ er am 20. desselben Monats folgendes Schreiben ergehen: „Da ich aus dem Schreiben der Königl. Regierung vom 10. d. M. ersehen habe, daß die Stadt Pritz die Herstellung des Thurms am Bahner Thor ganz von sich abgelehnt hat und nichts zum Opfer bringen will, so muß die Sache auf sich beruhen bleiben; auf die Erhaltung des Thores selbst, welches der ganzen Umwallung der Stadt den nötigen Schluß gibt, muß ich aber fest bestehen, aus militärischen Gründen. Es liegt natürlich nicht in Meinem Wirkungskreise und Beruf, auf die Erhaltung eines Denkmals der Vorzeit zu dringen, auf welches Städte, in denen ein zeger Bürgergeist herrscht, mit Recht stolz sind. Das muß dem Vorhandensein oder dem Mangel dieses Sinns bei der Pritzker Bürgerschaft lediglich überlassen bleiben.“ Diese bittere Wille haben die Väter der Stadt Pritz nicht zu schluden brauchen, so heißt es. Vielmehr hat eine Verfügung der Kgl. Regierung auch ohne sie den gewünschten Erfolg gehabt. Derselbe Friedrich Wilhelm hat dann als König bei einer Durchreise durch Pritz dem Magistrat die Erhaltung der alten Tor- und Mauerreste zur Pflicht gemacht. Es ist also wohl diesem königlichen Wunsche mit zu danken, wenn seitdem die Stadt in regem Bürgergeist, wie der Fürst ihn wünschte, alles, was sie nur konnte, getan hat, um ihre mittelalterlichen Wehrbauten zu erhalten.

Schließlich erstrebt der Bund Heimatschutz auch den Schutz der Tracht. Bekanntlich gibt es auch im Weizader eine Volkstracht. Schon vor langer Zeit, vielleicht schon vor Jahrhunderten, ist sie so getragen wie heute; wenn sie aber heute noch getragen wird, so haben Hohenzollern dazu beigetragen.

Es war am 20. September 1826; da bereiteten die pommerschen Stände dem König Friedrich Wilhelm III. ein Fest. Als Ort dazu wurde ein alter wendischer Burgwall bei Al.-Rüßow im Weizader ausersuchen, der am Ufer des Wadisees liegt und hoch über den Spiegel des Sees emporragt. Hier führten Bauern und Bäuerinnen des Weizaders in ihrer schönen Tracht vor den Augen des Königs ländliche Spiele auf, und die Fischermädchen der Wadü überreichten der damaligen Kronprinzessin Elisabeth von Preußen ein Gedicht „die Legende der Maräne“. Es ist zu lang, um es hier abzdrukken; es gibt die bekannte Sage wieder, daß die Maränen durch den betrogenen Taufel in den Wadisee gekommen sind.

Im Jahre 1869 hielt der König Wilhelm I. bei Rützow an der Nordgrenze des Weizaders ein Manöver ab. Bei dieser Gelegenheit durfte ihm eine Abordnung von Weizaderleuten ihre Guldigung darbringen. Eine Frau Wartenberg aus Strobsdorf hielt eine Ansprache; der König aber soll den Ausspruch getan haben: „Kinder, erhaltet Euch Eure Tracht!“

Lebhafte Interesse für die Weizadertracht hat auch sein Sohn, der nachmalige Kaiser Friedrich, gezeigt. In der Zeit, in der er als Kronprinz Friedrich Wilhelm Statthalter von Pommern war und das II. Armeekorps führte, kam er zu Truppenbesichtigungen in die kleinsten Garnisonen der Provinz, u. a. auch nach Pritz, wo in den 60er Jahren ein Bataillon des Grenadierregiments Nr. 9 lag. Um dem hohen Gaste eine Freude zu machen, zugleich aber auch, um Kreisangehörigen aus verschiedenen Orten Gelegenheit zu geben, den Kronprinzen aus nächster Nähe zu sehen, veranlaßte bei einer Anwesenheit des Kronprinzen im Jahre 1867 der Landrat des Kreises v. Schöning Bauernfrauen und Mädchen, im Fluß des Landratsamts Aufstellung zu nehmen. Der Kronprinz sprach hier mit mehreren Frauen und scherzte mit ihnen; besonders bewunderte er die Stickerei auf einem zur Tracht gehörenden Handschuh. Einige Zeit nach diesem Besuch kam ein Schreiben des Hofmarschallamts an den Landrat mit dem Ersuchen, für die drei ältesten kronprinzlichen Kinder Weizadertrachten zu beschaffen. Das geschah, und die prinziplichen Kinder, unser Kaiser, Prinz Heinrich und die Prinzessin Charlotte, haben diese Trachten auf einem Kostümfest beim Fürsten Putbus auf Kügen getragen. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm überreichte selbst bei seinem nächsten Besuch in Pritz der Frau Landrat v. Schöning eine Photographie, welche seine Kinder in dieser Tracht darstellte.

Dies Interesse des Kronprinzen für die Weizadertracht hat einmal einem Bauern aus dem Weizader einen großen Dienst geleistet. Etwa im Jahre 1868 wollte dieser seinen Sohn reklamieren, der beim Militär eingestellt war. Sein Gesuch wurde aber abgelehnt. Da machte er sich mit seiner Frau in Weizadertracht auf den Weg nach Berlin, um beim König persönlich vorstellig zu werden. Eine große Menschenmasse umgab das Paar, als es vom Schloßplatz her sich auf den Weg nach dem königlichen Palais machte. Diesen Aufzug sah der Kronprinz von seinem Palais aus; er erkannte die Weizadertracht und ließ das Paar zu sich kommen. Der Bauer trug sein Anliegen vor und überreichte ein Schreiben, welches der Landrat v. Schöning ihm mitgegeben hatte. Das Bauernpaar bekam ein Frühstück im kronprinzlichen Palais und für den Abend eine Einladung zu dem gerade stattfindenden Ball im Opernhause. Der reklamirte Sohn aber wurde im folgenden Herbst vom Militär entlassen. So berichtet der Sohn jenes Landrats, der Rittergutsbesitzer v. Schöning (Muschlerin).

Am 30. August 1911 meilte unser Kaiserpaar in Stargard, um der Einweihung der wiederhergestellten Marienkirche beizuwohnen. Als die Majestäten nach der Feier die Kirche wieder verließen, wurde ihnen eine Abordnung der Weizaderleute in ihrer Tracht von dem jetzigen Landrat v. Köller vorgestellt.

ihn und gingen ihm aus dem Wege, als wenn er mit einer ansiedelnden Krankheit behaftet wäre. Tag und Nacht fand er weder Raht noch Ruhe, und so beschloß er denn, sich des Talerz wieder zu entledigen. Nach einigen vergeblichen Versuchen ging er eines Sonntags zur Kirche, nahm dort das hl. Abendmahl und warf den Taler in den Klingelbeutel. Aber kaum hatte er die Kirche verlassen, als er sich übergeben mußte und zu gleicher Zeit auch den Taler wieder in der Tasche fühlte. — Ein andermal ging er des Abends zu einem nahen See, der als unergründlich tief galt, und warf den Taler hinein. Aber noch in derselben Nacht raschelte es in seinem Bettstroh und der Taler lag wieder neben ihm. — In seiner höchsten Angst ging er zum Pastor; dieser sprach den „großen Geistesegen“ über ihn und von Stunde an war der Taler verschwunden und er hatte wieder Ruhe und wurde ein ordentlicher Mensch. —

Weiter berichtet die Sage auch von einem mißlungenen Versuch zur Erlangung des Wechselalers, der wegen seiner drahtlichen Komik des Erwähnens wert sein dürfte.

War da in dem Dorfe Nelep bei Schivelbein ein Küster, dem gutes Essen und Trinken über alles ging, sodaß er sich schon ein recht festes Bäuchlein angeeignet hatte. Diese seine Passion stand aber in keinem Verhältnis mit seinem winzigen Einkommen, sodaß er bald in drückende Schulden geriet. Um sich von diesen zu befreien und sein gutes Leben weiter zu führen, beschloß er, sich den Wechselaler zu verschaffen. In diesen Tagen war meteorhoher

Schnee gefallen und die für die Tat in Aussicht genommene Silbesternacht war so rabensfinster, daß man nicht die Hand vor Augen sehen konnte. Der Küster steckte also eine schwarze Kacke in einen Kartoffelsack und verschmürte denselben so künstlich, daß er annehmen konnte, der Teufel hätte mindestens 24 Stunden mit dem Aufknüpfen desselben zu tun.

Die alte, rostige Turmuhr sekte knarrend zum ersten Schlag der Mitternachtsstunde aus, als der Küster seinen Lauf um die Kirche begann. Aber er hatte nicht mit dem tiefen, klebrigen Schnee und seiner eigenen, schwerfälligen Korpulenz gerechnet. Atemlos keuchend und in Schweiß gebadet hatte er gerade erst die dritte Runde begonnen, als die Uhr den letzten Schlag tat. Zu gleicher Zeit glitt er aus und fiel der Länge nach in den Schnee: „Alle guten Geister!“ keuchte er, von Entsetzen und Furcht geschüttelt und glaubte sein letztes Stündlein gekommen.

Und richtig! Als er sich mühsam auf die Knie erhoben hatte, sah er den sichbhaftigen vor sich stehen. Wenigstens gewahrte er ein schwarzes, massiges Ungetüm, mit talergroßen, wie Feuer leuchtenden Augen, das obendrein noch einen pestilenzartigen Geruch um sich verbreitete!

Also das fürchterliche Gespenst — der Teufel — stand baumstilk vor dem vor Angst fast sinnlosen Küster; nur die schrecklichen Feuerzungen bewegten sich rollend und der stinkende Atem schlug ihm ins Gesicht. Er wollte beten, den bösen Geist bannen und beschwören, konnte in seiner Angst aber keinen

Text finden. Plötzlich kam das Ungetüm einen Schritt näher heran; jetzt unterschied er deutlich die Hörner, spürte den teuflischen Atem und schrie in allerhöchster Angst: „Satan, weiche von mir, ich bin der Gottesdiener aus Nelep!“ —

Da tönte plötzlich etwas weiter eine fette, etwas heisere Stimme aus der Dunkelheit zu ihm hinüber:

„Ach ne, mein leiter Küster, der Satan is dat bitmal noch nicht; dat is man bloß mim ul schwart Bägebut, dei het sich losräte un is mi weglople!“ —

Und so war es auch; nachdem der Bauer den wegelaufenen Ziegenbock in Sicherheit gebracht, schaffte er auch den vor Angst halbtoten Küster in dessen Wohnung.

Diesen aber hatte die ausgestandene Angst so arg mitgenommen, daß er schwer krank wurde und sich erst nach Monaten erholte. Er war fürchtbar mager geworden, mied von Stund an den Krug und führte ein musterhaftes Familienleben. —

Und nun noch eins. Ich fühle mich zum Schluß verpflichtet, zu erklären, daß ich diese Geschichte von meiner Großmutter gehört habe. Diese, die 1797 geboren und Ende der achtziger Jahre in Schivelbein gestorben ist, hat sie wiederum von ihrer Mutter gehört. Da es nun im Schivelbeiner Kreis heute noch ein Dorf namens Nelep und in diesem Dorfe auch wohl heute noch einen Küster gibt, möchte ich nun darauf hingewiesen haben, daß diese „wahre“ Geschichte zirka anderhalb Jahrhunderte zurück im Irrtümer zu vermeiden! —

Frau Siebe aus Briesig sprach ein plattdeutsches Guldigungsgebet und überreichte der Kaiserin eine große Kuppe in der Weizackertracht. Beide Majestäten unterhielten sich mit den Weizackerleuten, und der Kaiser freute sich, als Herr v. Schöning ihm jene Photographie zeigte, die ihn selbst in Weizackertracht darstellte.

Erwähnt sei noch, daß jenes Wort: „Kinder, erhaltet Euch Eure Tracht!“ nach einer anderen Überlieferung von Friedrich Wilhelm IV. bei einem ähnlichen Anlaß gesprochen sein soll. Auf jeden Fall haben seit etwa 100 Jahren die Hohenzollern der Volkstracht der Weizackerbauern ein lebhaftes Interesse entgegengebracht, und wenn ihr Wunsch erfüllt werden könnte, dann würde die Weizackertracht nie schwinden.

Die geschichtlichen Überlieferungen des Weizackers, seine alten Bauten, seine schöne Tracht — das ist es, was die Hohenzollern geschätzt haben und an ihrem Teil uns erhalten haben bis auf den heutigen Tag. So können wir im Weizacker gewiß sagen, daß die Hohenzollern uns auch in der Erfüllung der Forderungen des Heimatschutzes ein Vorbild sind.

Robert Holsten.



Silvesteraberglauben in Kaffubien.

Von Willi Schönege, Stettin.

(Nachdruck verboten.)

Das Land der Lebaßassuben zwischen Stolp und Lauenburg ist noch heute eine Heimgstätte guter Religiosität und bösen Aberglaubens, die sich häufig miteinander verquiden und dann sonderbare, ja schädliche und gefährliche Früchte zeitigen. Folgender Fall mag das Gesagte illustrieren: Gläubige Christen jener Gegend, besonders Frauen, legen häufig in der Silvesternacht das Gesangbuch unter das Kopfkissen und befragen am Neujahrsmorgen dieses Orakel über die Zukunft des neuen Jahres. Fällt ihnen beim ersten Aufschlagen des Buches ein Lob- oder Danklied in die Augen, so wird das neue Jahr Gutes bringen. Ist es ein Sterbelied, so wird Grund Heim seine Ernte halten.

Eine junge, gesunde und kräftige Frau, die man auf Grund der sozialen Stellung ihres Mannes für frei von Aberglauben halten durfte, sah ihrer Niederkunft entgegen. Das Gesangbuch unter dem Kopfkissen zeigte ihr am Neujahrsmorgen einen Grabgesang. Jetzt war es für sie klar, was ihr das neue Jahr bringen würde. Namenlose Angst und Todesfurcht überfielen sie und verfolgten sie auf Schritt und Tritt. Vollständig schwermütig und apathisch fand sie, die sonst so lebensfrohe und lebensfrohe, der schwere Augenblick, und — sie starb im Wochenbett.

Die hinzugezogenen Ärzte konnten keine erkennbare Todesursache feststellen. Die Furcht vor dem Tode hatte sie getötet.

Stettiner Baumjorgen.

Im Verlaufe der Kaiser-Wilhelm-Straße in Stettin sind auf einem demnachst der Bebauung und Ausgestaltung zu Anlagen anheimfallenden Gelände Teile einer Allee niedergelegt worden. Die Folge war ein lebhafter Widerspruch aus dem Publikum. In sich war diese öffentliche Aufmerksamkeit sehr erhellend. Wir haben aber trotzdem nicht Stellung genommen, weil wir diesmal der Öffentlichkeit nicht Recht geben konnten. Die verschwindende Allee wäre wohl eine Zierde eines Landweges, aber in ihrer Lückenhaftigkeit und Ungleichmäßigkeit wie eine solche von Parkanlagen gewesen und geworden. Sie war zudem nicht einmal alt und wies keinerlei charakteristische Baumgestalten auf, da sie aus schnellwüchsigen Ahornarten bestand. Wohl läßt sich eine einzelne schöne Baumgruppe oder ein einzelner Baumriese in eine Parkanlage einzeichnen, nicht aber eine Reihe von unschönen Baumgestalten, die eben nicht den Stempel des natürlichen Daseinskampfes, sondern der schlechter Behandlung durch Menschen tragen. Wo dann noch dazu die Gewähr gegeben ist, daß etwas Besseres entsteht, da soll

man die Übergangszeit, in der „nichts“ ist, auch geduldig mit in den Kauf nehmen. Wir werden uns stets energisch auf die Seite der Baumfreunde stellen, wenn eine jener Baumgestalten bedroht ist, die in mehr als der Zeit eines Menschenlebens von der Natur ihre Ausgestaltung erfuhren. Wir haben in Stettin Schöneres zu bewahren: die Kastanien an der Kredower Straße, die Weiden an der Falkenmaler Chaussee usw. Für sie, wenn es sein mußte, rechtzeitig einzutreten, das wird mehr wert sein!

Die Geschäftsstelle.

Die Hochzeit.

(Pommersches Volkslied.)

Ein Schäfer trieb die Lämmlein fort,
Trieb sie wohl in den Wald hinein.
Begegnet ihm an düsterm Ort
Ein feines, zartes Kindelein.

„Ach Schäfer, laß mich mit Dir gehn,
Heut' wird meiner Mutter Hochzeit sein;
Ich möchte wohl ihr Kränzlein sehn,
Und die geschmückten Gäste sein.“

Sie gehen zusammen zum frohen Fest,
Sie gehen zusammen vor's Hochzeitshaus:
„Guten Tag, guten Tag, ihr Hochzeitsgäst'!
Wie schaut heut' meine Frau Mutter aus?“

„Wie kann ich wohl Deine Mutter sein?
Du blondes Kind, so blaß und bleich,
Ich trag' doch ein grünes Kränzlein,
Das kündet meine Jugend reich.“

„Wie kannst Du ein grünes Kränzlein
Auf Deinem Haupte tragen?
Du hast ja erzeugt drei Kindelein
In Deinen Jungferntagen.“

Zwei Kinder ruhen im Wasser tief,
Mich hast Du im hohlen Baum verdeckt,
Und, als die Glocke zur Kirche rief,
Mit Dornen und Disteln zugedeckt.“

„Wie kann ich wohl Deine Mutter sein?
Du bleiches Kind der Ewigkeit.
Ich trage ein grünes Kränzlein,
Und weißer Schleier schmückt mein Kleid.“

War' dennoch ich die Mutter Dein,
Dann soll der Kranz des Kuckucks sein.
Dann woll' ich, daß der Kuckuck kum',
Und ihn mir selbst vom Kopfe nahm'.“

Der Kuckuck aus der Hölle kam,
Den grünen Kranz vom Haupt ihr nahm.

Mitgeteilt von Erich Dieckfeldt.

Die Gedenkfeiern zur Erinnerung an die Befreiung unseres Vaterlandes von der französischen Fremdherrschaft haben in allen Herzen Bewunderung und Begeisterung für die Großtaten unserer Väter vor hundert Jahren erweckt. Da ist es ganz natürlich, daß solche Volksbewegung ihren Niederschlag in den Werken unserer Dichter, Künstler und Schriftsteller findet. Was sie schaffen, überdauert Festesrausch und Feierklang und trägt mehr als diese zur inneren Vertiefung und zur lebendigen Veranschaulichung unseres starken Nationalgefühls bei.

Daher ist es mit Freuden zu begrüßen, daß die geschichtlichen Vorgänge, sowie die edle Selbsterleugnung und der hohe Opfergeist des Stettiner Bürgeriums aus der Zeit der größten Not einer bedeutenden Schilderer in dem Stettiner Dichter Max K u d gefunden haben, der in seiner Festspielsichtung „Im großen Jahr“ Szenen aus der 1813 von den Preußen durchgeführten Blockade Stettins äußerst lebenswahr und ergreifend schildert. Nicht große Heldentaten unserer Väter auf dem Schlachtfelde haben ihm die Feder in die Hand gezwungen, sondern die Bewunderung ihrer Tugend zur Heimat und zum Königshause, ihrer Größe im Leiden und ihres Glaubens an die Befreiung. In feinsinniger Weise zeichnet er die markanten Persönlichkeiten jener Tage, den Oberbürgermeister Kirstein, dessen Gattin und Nichte, die Kaufleute Oribel, Goldemann und

Rückforth, den Prediger Riquet, den Schulrat Sell, den Rektor Grafmann, den Polizeidirektor Stolle und den Stadtrat Rischky. Der innigen Vertraulichkeit des Dichters mit dem geschichtlichen Stoff ist es zu danken, wenn die Bilder dieser Männer so lebenswahr aus ihrer Zeit heraus verfaßt sind. Er läßt aber auch der französischen Besatzung das Gewand, in das sie die Geschichte gekleidet hat. Vor allen Dingen zeichnet er den Gouverneur Grandcau als einen menschlichen Feind, den erst die Not zu Zwangsmaßnahmen gegen die Bürgerschaft treibt, so daß ihm diese ihre Achtung nicht verjagen kann.

Die Liebe, mit der sich Max Kud in seine Aufgabe vertieft hat, und die Verehrung der Heimat geben dem Werk die innere Wärme, die zum Herzen spricht. Die Sprache ist edel und gedankenreich. Deshalb ist das Buch die beste Lektüre im Kreise der Familie. Und weil es geradezu geschaffen ist, die Wertschätzung unserer Väter in der lebenden Generation zu fördern, so ist es ein Heimatbuch im wahrsten Sinne des Wortes. Wer es gelesen hat, dem drängt sich von selber das Gelübde auf die Lippen, „den Ahnen nimmer nachzustehen; denn wer nicht über seine Väter strebt, der bleibt ein Bettler an der Ahnen Erbe.“

Darum empfiehlt der Bund Heimatschutz, Landesverein Pommern, seinen Mitgliedern das Buch aufs wärmste. Die Geschäftsstelle hat eine größere Partie der Festspielsichtung „Im großen Jahr“ von Max Kud zu einem Vorzugspreise übernommen und wird sie zu gleichem Preise an die Mitglieder des Bundes abgeben. Bestellungen sind an die Geschäftsstelle Stettin-Grünhof, Pölitzer Straße 69, zu richten.

Eberhard Rehfeld.

Bereinsnachrichten.

Reklamemarken der Ortsgruppe Freienwalde i. P. Die Ortsgruppe Freienwalde des Landesvereins hat zwei Reklamemarken mit Ansichten der Stadt (von der Land- und Seeseite) herausgegeben. Die Ausführung ist schwarz, und die Bilder sind nach Photographien in Stahlstichdruck ausgeführt. 10 Marken kosten 5 Pfg. In Stettin führt sie die Postkarten-Zentrale, Paradeplatz, gegenüber der Hauptwache. Auswärtige wollen sich an die Geschäftsstelle wenden. Besonders unsere Mitglieder werden gebeten, sich der Marke, die die Umschrift „Bund Heimatschutz, Landesverein Pommern, Ortsgruppe Freienwalde i. P.“ führt, als Briefverschlusssmarke zu bedienen, zugleich auch als Propaganda für ein liebliches heimliches Städtebild.

„Das schöne pommersche Dorf“. Die bekannte und beliebte Ansichtskarten-Serie des Landesvereins (6 Karten im Umschlag 25 H.) ist in zweiter Auflage erschienen. Die Karten haben diesmal einen weißen Rand bekommen, so daß das Bild noch besser hervortritt. Wiederverkäufer hohen Rabatt. Stets vorrätig in der Postkarten-Zentrale, Paradeplatz, gegenüber der Hauptwache.

„Heimatschutz und Landschaftspflege“. Zu dem in den letzten Nummern angezeigten Buche haben sich die für einen billigeren Bezug notwendigen 100 Besteller nicht gefunden.

Neue Lichtbilder-Serie. Eine neue farbige Lichtbilder-Serie hat Herr M. Richter (Stettin) hergestellt und dem Landesverein zur unentgeltlichen Verleihung zur Verfügung gestellt. Sie nennt sich „Die Entstehung unserer Heimat. Teil I. Die Ablagerungen der Eiszeit und die nach dem Wegtauen des Eises entstandenen Veränderungen im Anblick unserer Heimatsholle“. — Damit verfügt der Landesverein über 3 Serien von ungefähr 250 Lichtbildern.

Zur Beachtung! Alle Zuschriften, die sich auf den redaktionellen Teil des Blattes beziehen, sowie nichts anderes angegeben ist, sind der schnelleren Erledigung wegen an die Geschäftsstelle und Schriftleitung, M. Reepel, Stettin-Grünhof, Pölitzer Straße 69, Tel. 2836, zu richten.

Druck und Verlag: Ernst Genssenhoff, Stettin. — Verantwortlich für den redaktionellen Teil: M. Reepel, Stettin, für den Inseratenteil: Wilhelm Billa, Stettin.

Anzeigen.

Paul Letsch

Kohlmarkt II — Gr. Domstr. 10 u. 11

Spezial-Abteilungen für Kleiderstoffe und Modewaren

Damen-Konfektion

Damen-Putz

Herren-Garderoben in jeder Art

Wäsche-Ausstattungen

Gardinen, Teppiche, Möbelstoffe

etc.

Naumann Rosenbaum

Breitestraße 20-21

Telephon 1580

Sämtliche Bedarfsartikel

:: Billetverkauf für das Bellevue-Theater ::

Ferd. Kröning

Kohlmarkt 8

Spielwaren-Spezialgeschäft.

H. Steidel Nachf. Inh. Albert Köhn

Pelzwaren-Konfektion und Rauchwaren-Handlung

Große Domstr. 8-9 Stettin Große Domstr. 8-9

Telephon 3035

Telephon 3035

Gegründet 1844

Roßmarkt C. Drucker Roßmarkt

Nr. 4

Nr. 4

Größtes Spezial-Wäsche-Ausstattungs-Geschäft Pommerns

Damenwäsche * Herrenwäsche * Kinderwäsche
Tischwäsche * Bettwäsche * Hauswäsche

Reisedecken — Plaids — Plaiddecken
Sportjacken — Sweaters — Sporthemden

Niederlage von

Dr. Lahmann's
Mako-Unterwäsche

Professor Dr. Jäger's
Woll-Unterkleidung

Wetterfeste Wanderhüte

echt steirische Lodenhüte *Pichler*
Oberländer Jagdhüte

Hüte

Carl Scheye

Obere Breitestraße 8

Fernruf 6020